

Unsere Veranstaltungen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **74 (1993)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Unsere Veranstaltungen

Prof. Dr. Georg Thüerer, Teufen

Karl Müller-Friedberg, der erste St. Galler Landammann

Vortrag vom 29. Oktober 1990 (473)

Es war ein Genuss, dem bald 85jährigen ehemaligen Dozenten der Handelshochschule St. Gallen, Prof. Georg Thüerer, zuzuhören, der in freier Rede fünf Viertelstunden lang über einen grossen Glarner im Kanton St. Gallen sprach. Nach der kurzen Begrüssung durch den Vorsitzenden, Dr. Erich Wettstein, beschrieb Prof. Georg Thüerer das Werk und Leben des ersten Landammanns des Kantons St. Gallen. Sein Geburtshaus steht in Näfels, nahe bei der Kirche, dort wo einst Lehrer Gerold Schwitter wohnte. Diese Ergänzung steuerte Albert Müller-Müller aus Näfels in der anschliessenden Diskussion bei.

Werdegang in St. Gallen: Als Karl Müller drei Jahre alt war, zog sein Vater nach St. Gallen. Hier besuchte der junge Karl auch die Schulen und bildete sich in Besançon und Salzburg zum Arzt aus. Er lernte auch in jungen Jahren weiter mächtig dazu. Dabei traf er auf Freunde, die ihm später oft wieder begegneten und wertvolle Dienste vermitteln konnten.

Er trat in die Dienste des hochangesehenen Klosters St. Gallen im Jahre 1775, und zwar als Hofkavalier. Die Abtei hatte sich politisch konsolidiert und auf eidgenössischem und internationalen Boden mächtig entfaltet. Zeugen dieser Zeiten sind die 1755 bis 1766 errichtete neue, grossartige, spätbarocke Kirchenanlage und die in den fast gleichen Jahren entstandene Rokokobibliothek.

Das mehrheitlich reformierte Toggenburg war Untertanenland des Klosters und hatte sich bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts gegen die Herrschaft erhoben. Es gelang den Äbten jedoch, durch kluge Politik und stete Fürsorge die heiklen Situationen zu meistern. Das Geschehen im Klosterstaat bildete ja keine Ausnahme damals; allenthalben in der Eidgenossenschaft wünschte man sich Neuerungen und Verbesserungen. Trotz der besten Verwaltung durch Landvogt Karl Müller-Friedberg (Abt Pankraz Vorster hatte ihn inzwischen mit diesem Amte betraut) und sorgfältiger geistiger Tätigkeit entging die Herrschaft über die Untertanengebiete dem Untergang nicht.

Ein starkes Kloster mit guten wirtschaftlichen Verhältnissen musste seine politischen Rechte zugunsten der Untertanen aufgeben. Dies geschah auf gütlichem Wege im Verträge von 1795. Kurz danach kam ja der Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft mit der Invasion der Franzosen. Neue politische Gebilde entstanden, der Einheitsstaat der Helvetik, deren Verfassung 1803 durch die föderalistische Mediation abgelöst wurde. Damals bildete sich in Paris durch ein Diktat Napoleons der künstlich zusammengesetzte neue Kanton St. Gallen, in dem eine geistliche Herrschaft und Staatlichkeit keinen Platz mehr hatte.

Das Ende der über 1000jährigen Abtei und grossen Kulturstätte in St. Gallen war damit eine unabänderliche Tatsache geworden. Der Grosse Rat besiegelte die Auflösung am 8. Mai 1805.

Gewandelte Rolle: Während dieser Jahre änderte sich das Verhältnis von Karl Müller-Friedberg zum Kloster. Er wurde arbeitslos und zog sich nach Näfels zurück. Doch hielt es ihn in seiner Heimatgemeinde nicht lange. Er betreute die Anliegen der Nonnen im Stift zu Schänis während der Zeit, als die Schweiz Kriegsschauplatz fremder Heere war. Er fand auch den Leichnam von General Friedrich von Hotze, der in einem Gefecht gegen die Franzosen fiel. Er sorgte dafür, dass er ein standesgemässes Begräbnis erhielt.

Die Helvetik liess ihn nicht unberührt. Er stellte sich ihr als Senator zur Verfügung und

war auch Delegierter des Kantons St. Gallen als es galt, in Paris die von Napoleon neu gestaltete Verfassung in Empfang zu nehmen. Mit seinem früheren Freund, Abt Pankraz Vorster, löste er die Freundschaft. Dieser hätte nämlich gerne gesehen, wenn nach der Helvetik die alte Ordnung wieder Allgemeingut geworden wäre.

Karl Müller-Friedberg trennte sich vom Abt, und aus einem ehemaligen Landvogt wurde ein Verfechter von freiheitlichen Ideen, die zu Beginn der französischen Revolution die Köpfe in Europa beherrschten. Als feuriger Anhänger der Unitarier reiste er zusammen mit den beiden andern Vertretern des Kantons Säntis nach Paris. Den Kanton Linth vertrat einzig der damalige Regierungsstatthalter Niklaus Heer aus Glarus.

Das Erstaunen und die Verlegenheit war gross, als ihnen der Erste Konsul statt einer Einheitsverfassung in der Mediationsakte für die neuen Bundesglieder (AG, GR, SG, TI, TG und VD) sechs neue Verfassungen souveräner Kantone präsentierte. Zu diskutieren gab es da nicht viel, denn der Konsul war sich nur an die Erteilung von Befehlen gewöhnt. Die Stellung der Schweizer Delegationen war ebenso unerquicklich wie machtlos und deren Haltung aus heutiger Sicht entwürdigend.

Schaffung eines Kantons: Gestützt auf dieses Diktat konstituierte sich im Frühjahr 1803 unter denkbar ungünstigen Vorzeichen der Kanton St. Gallen. Karl Müller-Friedberg war von Napoleon zum sanktgallischen Präsidenten der Regierungskommission ernannt worden. Es gelang diesem Beauftragten für die Staatsgründung trotz Widerständen, einen Grossen Rat zusammenzubringen. Dieser versammelte sich erstmals am 15. April 1803 zum Schwur auf die neue Verfassung und zur Wahl des neunköpfigen Kleinen Rates (Regierungsrat). Der kleine Rat musste aus Mitgliedern des Grossen Rates bestellt werden, und der Landammann präsidierte sowohl das Regierungskollegium wie auch das Parlament. Zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung standen französische Truppen bereit.

Der erste Vorsitzende in beiden Gremien wurde Karl Müller-Friedberg. Er soll sich in seiner Fröfnungsansprache untertänigst vor dem erhabenen Vermittler Napoleons verneigt und die Mediationsverfassung als Heiligtum des Vaterlandes bezeichnet haben. Bereits 1814, als Napoleon aus Europa verschwand, war es mit dem Heiligtum zu Ende. Auf die Mediationsakte folgte die Restaurationsverfassung.

Der Kanton St. Gallen gehörte während der Mediationszeit zu jenen Kantonen, die eher ein undemokratisches Repräsentativsystem hatten. Aktives und passives Wahlrecht waren an vermögensrechtliche Voraussetzungen gebunden (Zensus). Das Gesetzgebungsrecht stand nicht einmal dem Grossen Rat zu. Er hatte die Vorlagen des Kleinen Rates lediglich zu genehmigen oder zu verwerfen.

Abgang in Verbitterung: Nach dem Sturze Napoleons forderte auch das aufgebrachte St. Galler Volk, vor allem das der Landschaft, das allgemeine Stimmrecht, das Verfassungsreferendum und das Initiativrecht. Doch auch diesmal – wiederum unter ausländischem Druck (Siegermächte) – beachtete man die Begehren des Volkes nicht.

Erst in Zusammenhang mit der Pariser Julirevolution von 1830 erhielten die demokratischen Bewegungen auch im St. Gallerland mächtigen Auftrieb. Das Unbehagen über den aristokratischen, selbstherrlichen Regierungsstil war besonders gross. Unter der Führung des Staatsschreibers Gallus Jakob Baumgartner von Altstätten wählte man in den 44 Kreisen einen Verfassungsrat von 140 Mitgliedern, der den Antrag zur Ausarbeitung einer neuen Verfassung bekam. Die Gegner der demokratischen Erneuerung wurden in den Wahlen übergangen. Unter ihnen war auch Landammann Karl Müller-Friedberg mit vier weiteren Regierungsratsmitgliedern.

Am 23. März 1831 nahm das St. Galler Volk (Nichtstimmende galten nach altem Recht noch als Annehmende) die neue Verfassung an. Sie brachte umwälzende Neuerungen, so zum Beispiel die volle Volkssouveränität, die Trennung der Gewalten, ein allgemeines und direktes Wahlrecht (ohne Zensus), das Motionsrecht im Grossen Rat und als Pioniertat das Vetorecht des Volkes gegen neue Gesetze. Die Wachtablösung an der Regierungsspitze war dadurch gegeben.

Der 76jährige Karl Müller-Friedberg liess sich nochmals in den Grossen Rat wählen; er wurde aber nicht mehr in die Regierung abgeordnet. Er musste den Sessel des Landammannes dem bisherigen Staatsschreiber und führenden Kopf der demokratischen Bewegung, dem 34jährigen Gallus Jakob Baumgartner räumen.

Der alternde Staatsmann Karl Müller-Friedberg konnte sich von der Macht und den damit verbundenen Vorrechten nicht lösen. Er verstand aus seiner aristokratischen Haltung heraus die Entwicklung zur sanktgallischen Demokratie nicht mehr. Mit der schmerzlichen Empfindung, den Undank der Republik empfangen zu haben, setzte er sich gekränkt nach Konstanz ab, wo er 1835 auch seine letzte Ruhestätte fand.

Ähnlich erging es ja seinem Gegenspieler im Sarganserland, Johann Baptist Ludwig Galati (1771 bis 1844) – einem ebenfalls aus Näfels stammenden Politiker und Geschäftsmann. Die beiden waren erbitterte Gegner, und es würde sich lohnen, die Hintergründe dieser abgrundtiefen Feindschaft näher auszuleuchten. Das Sarganserland, so stellen die heutigen Historiker fest, wollte sich erst vom Kanton St. Gallen trennen, als die aus dem südlichsten Kantonsteil stammenden Vorschläge zur Änderung der Mediationsverfassung 1814 bei Landammann Karl Müller-Friedberg auf schroffe Ablehnung stiessen.

Der verbitterte Abgang des im Dienste des jungen Staates verbrauchten Karl Müller-Friedberg erscheint heute nicht so ungewöhnlich. Die Gegnerschaft zum letzten St. Galler Abt, Pankraz Vorster wirft zwar einen weiten Schatten auf seine politische Tätigkeit. Dies alles vermag das Bild eines hervorragenden Staatsmannes nicht zu trüben. Für die Festigung des einstmals uneinheitlichen Staatswesens erfüllte er eine historische Mission.

Die Klosteranlage in St. Gallen ist heute noch einen Besuch wert. Dort steht das Denkmal für Karl Müller-Friedberg. Der Steinsockel enthält die Inschrift: «Karl Müller-Friedberg, 1755 bis 1836, Gründer und erster Landammann des Kantons St. Gallen, Staatsmann und Förderer von Kunst und Volksbildung.»

Prof. Georg Thüerer weckte mit seinem in einem ausgezeichneten Deutsch ohne jegliche schriftliche Aufzeichnung geschilderten Werdegang des grossen Glarner reges Interesse. Der Vorsitzende dankte ihm auch mit warmen Worten. Viel Beifall und Anerkennung, nebst einer uneingeschränkten Bewunderung waren das äussere Zeichen für die grosse Leistung des Gelehrten.

M. Elmer

Vizepräsident Georg Thomas Mandl, Netstal

Matthäus Merian

Vortrag vom 15. Januar 1991 (474)

Am Dienstagabend fand im Hotel Glarnerhof in Glarus der zweite Vortrag der Vortragsreihe des Historischen Vereins des Kantons Glarus statt. Dessen Vizepräsident, Georg Mandl, stellte Leben und Werk des Malers, Kupferstechers und Verlegers Matthäus Merian vor. Lichtbilder gaben den zahlreichen Anwesenden Einblick in verschiedene Städte und Landschaften des 17. Jahrhunderts; sie vermittelten zudem einen Eindruck von den damaligen Vorstellungen über Amerika.

Georg Mandl, Unternehmer, langjähriges Vorstandsmitglied des Historischen Vereins und jetziger Vizepräsident, hat in seinem Lichtbildervortrag den Basler Maler, Kupferstecher und Verleger Matthäus Merian den Anwesenden kenntnisreich näher gebracht.

Ausbildung und Wanderjahre: 1593 als achttes Kind in eine wohlhabende Familie von Holzhändlern geboren, verlebte Matthäus Merian eine sorglose Jugend in Basel. Die Eltern erkannten früh sein künstlerisches Talent und erlaubten ihm, im Alter von 13 Jahren die gymnasialen Studien abzubrechen und eine Lehre als Glasmaler und Kupferstecher bei Dietrich Meyer in Zürich anzutreten. Dort lernte er Christoph Murer kennen, der Merian in die Kunst der Wiedergabe der räumlichen Tiefe einführte, die sein Werk auszeichnen sollte.

In seiner Gesellenzeit bereiste Merian Deutschland, Frankreich und Holland, wobei er von den Landschaften, Städten und Dörfern zahllose Zeichnungen anfertigte, die er später als Motive für seine berühmten Kupferstiche benutzte. Auf der Reise nach Italien, die in Chur ihr Ende fand, da die Pässe nach Italien für Reisende aus Deutschland wegen der dort grassierenden Pest gesperrt waren, entstanden die Zeichnungen für die spätere Topographie

der Schweiz. Merian mied hohe Berge oder er überzeichnete sie furchterregend, denn diese galten zur damaligen Zeit als etwas Böses, als Sitz von Dämonen und Geistern, deren Abbildung in keinem Salon Europas zu sehen sein würde.

Statt nach Italien, wanderte Merian 22jährig nach Augsburg, wo die wohlhabenden Fugger für die Beschäftigung von Künstlern sorgten. Nach einer vom Württembergischen Hof schlecht entlohnten Arbeit in Stuttgart zog er weiter nach Heidelberg, wo er 1617 Maria Magdalena de Bry heiratete. Sie entstammte der belgischen Familie des Verlegers Johann Theodor de Bry, die seit 1570 in Frankfurt ansässig war und Reisewerke publizierte.

Verlagstätigkeit: Heidelberg war zu klein für zwei Geschäfte gleicher Art, so dass Merian zur Gründung von Familie und eigenem Verlag nach Basel zurückkehrte. 1623 starb der Schwiegervater, und Merian sah sich gezwungen, den Verlag de Bry weiterzuführen, den er mit seinem eigenen zusammenlegte. Damit war der Merian-Verlag zum bedeutendsten Unternehmen dieser Art in Europa geworden.

Das künstlerische Werk: Als eines der grössten künstlerischen Werke Merians kann die siebenteilige Zeichnung des Stadtplanes von Basel aus der Vogelperspektive bezeichnet werden, die er auch selbst gestochen hat. Bedeutend sind auch seine Arbeiten an den Topographien von Frankreich und Deutschland. Letztere umfasst neben deutschen Regionen und Bistümern auch Böhmen, Mähren, Schlesien, das Elsass, Österreich, die Niederlande und die Schweiz.

Den Band Schweiz widmete Merian den Räten der 13 alten Orte; so wurde auch ein Exemplar an den Rat von Glarus versandt, der ihm von allen Orten höchste Anerkennung und Belohnung zukommen liess. Das Werk Merians besticht vor allem durch detailgetreue, minutiöse Abbildung der damaligen Städte, Dörfer und der Natur. Schattenwurf und Wasserspiegelungen sind fotografisch genau wiedergegeben, und auf den Stadtplänen lassen sich sogar Fenster und Türen der Häuser erkennen. Beachtlich ist auch das zeichnerische Gestalten aus der Vogelperspektive, bestand doch damals keine Möglichkeit, eine Stadt von oben zu überblicken.

Im Verlag Merian-de Bry erschienen aber auch Reisebücher über Amerika, die in grauisigen Bildern die Begegnungen von Indianern mit Weissen zeigten. Obwohl die Kupferstecher nie dort waren, bildeten sie unter dem Titel «Beschreibung Aller Welt/Indianischer Landschaften...» Kannibalen beim Mahl, Meeresungeheuer und Meeresjungfrauen, die Krönung eines Eroberers durch Indianer und anderen sagenhaften Gestalten und Taten ab, die von gutgläubigen Betrachtern als Wirklichkeit aufgenommen wurde.

Maria Sibylla Merian: Mit überseeischen Abbildungen befasste sich auch Merians Tochter Maria Sibylla, allerdings auf sehr viel realistischere Weise. Sie zeichnete anlässlich einer Expedition nach Niederländisch Guyana die dort vorkommenden Pflanzen und Schmetterlinge. Dieses Werk «Die Metamorphose der surinamischen Insekten» ist eines der meistgesuchten Kunstwerke aus dem 17. Jahrhundert. Die Stiche ihrer Zeichnungen der europäischen Pflanzen und Insekten kolorierte sie zudem selbst.

Maria Sibylla war eine Tochter aus Merians zweiter Ehe, die er nach dem Tod der ersten Frau, im Jahre 1646 einging. Nach nur vier Ehejahren, die vom Streit der Frau mit den beiden Söhnen aus erster Ehe Merians und von Sorgen geprägt waren, starb Merian während eines Kuraufenthaltes. Die Söhne Matthäus und Caspar führten den Verlag weiter, doch sie erreichten weder das künstlerische noch das unternehmerische Können des Vaters. Nach einem Brand ging der Verlag ein, doch der Name des Künstlers Merian bleibt durch seine Werke erhalten.

Im Anschluss an den anschaulichen Vortrag ging der Referent auf Fragen aus dem Publikum ein und bot Gelegenheit, in Werken (eines sogar im Original) von Matthäus und Sibylla Merian zu blättern.

In seinen Dankesworten wies Präsident Dr. Erich Wettstein auf den nächsten Vortrag hin: Am 5. Februar wird Dr. Christoph Brunner zum Thema «Von Volks-, National- und Weiterbildung im Glarnerland um 1800» sprechen. Hiezu wie zu allen Vorträgen des Vereins, sind alle Interessierten herzlich willkommen.

Myrta Giovanoli

Dr. Christoph H. Brunner, Mitlödi

Von Volks-, National- und Weltbildung im Glarnerland um 1800

Vortrag vom 5. Februar 1991 (475)

Vergangene Woche lud der Historische Verein des Kantons Glarus zum dritten Vortrag der Wintersaison in den «Glarnerhof» ein. Dr. Christoph Brunner, Prorektor der Kantonschule Glarus, sprach zum Thema Volks-, National- und Weltbildung im Glarnerland um 1800. Neben einem Einblick in das Glarner Geistesleben im beginnenden 19. Jahrhundert zog der Referent aber auch weitere Kreise. Die Frage nach der Bildungsgeschichte führt unweigerlich zur damit verbundenen Weltansicht und schliesslich zum schweizerischen Nationalbewusstsein. Dürrenmatts Aussage etwa, die Schweiz sei eigentlich aus einer Niederlage heraus nur dank Napoleon entstanden, versuchte Christoph Brunner mit Illustrationen aus dem Glarnerland zu durchleuchten, um schliesslich ein vorsichtiges Fazit zu ziehen.

Nachdem der Präsident des Historischen Vereins, Dr. Erich Wettstein, die Anwesenden begrüsst hatte, unternahm es Dr. Christoph Brunner, zunächst den Inhalt und die Grenzen seines Referats näher zu umreissen. Er jedenfalls betrachte sich selbst als Amateur, und seine Ausführungen seien als Entwurf zu betrachten.

Volks-, National- und Weltbildung sind Begriffe, die aus dem 18. Jahrhundert stammen und zuerst in unsere Sprache übersetzt werden müssen. Mit Nationalbildung ist auch, wie könnte es im Jahre der CH 91 anders sein, die Frage nach der Schweizerischen Identität, dem Rütli und Schillers Tell verknüpft. Zwei daraus entwickelte Thesen illustrierte der Referent mit glarnerischem Material aus napoleonischer Zeit, und zwar gegliedert nach Volks-, National- und Weltbildung. Neben einem vorsichtigen Fazit war es Ziel des Vortrages, zu zeigen, wie sich die drei oben genannten Begriffe im Glarnerland um 1800 manifestieren.

«*Jeder ein Philosophus*»: Unter Volksbildung wurde um 1800 eine allgemeine Grundausbildung verstanden, die Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen umfasste, aber auch Religiöses, Berufliches und Schulisches miteinander verknüpfte. An den reformatorisch-christlichen Gedanken, jedermann zu bilden (Luther: «Jedermann ein Theologus»), schloss die Aufklärung mit dem Leitsatz «Jeder ein Philosophus» an. Pestalozzi schreibt 1806/07 ein Buch mit dem Titel «Über Volksbildung und Industrie».

Nationalbildung beinhaltete die allgemeine Erziehung eines Volkes zur Nation, die Förderung der nationalen Bildung und Identität. Der Begriff taucht im Grimmschen Wörterbuch auf und wird von Herder, Carl Victor von Bonstetten, Fichte und Ernst Moritz Arndt angewandt, alles Autoren, die im Glarnerland gelesen wurden.

Mit Weltbildung schliesslich ist die Erziehung zum freien Weltbürger – mit dem Fernziel der Kant'schen Weltrepublik im Auge – gemeint. Allgemein wurde darunter der Weg zur Weltklugheit und -weisheit, kurz das Fortschreiten der Gattung Menschheit verstanden.

Zwei Thesen: Die erste These entnahm Christoph Brunner einem Interview mit Friedrich Dürrenmatt, das im Dezember vergangenen Jahres geführt und in der deutschen Wochenzeitung «Die Zeit» veröffentlicht wurde. Dürrenmatt stellt darin die schweizerische 700-Jahr-Ideologie in Frage. Der moderne Staat sei aus einer Niederlage heraus entstanden: «Er ist Napoleon zu verdanken, einem Ausländer und Eroberer . . . Um das Problem der Identitätskrise zu verstehen, ist es wichtig zu wissen, dass die Schweiz nie eine Nation war, sondern immer ein künstlicher Staat. Er entstand in der Folge schwerer religiöser Auseinandersetzungen . . . Unglaublich ist auch der Mythos, die älteste Demokratie zu sein . . . Die Schweizer Bürger sind tatsächlich stolz darauf, nie zu einer Nation verschmolzen zu sein . . ., gegenüber andern Schweizern sind sie überzeugte Lokalpatrioten: Talschaft gegen Talschaft, Stadt gegen Stadt, Kanton gegen Kanton.»

Gemäss der zweiten These, die vom französischen Historiker Fernand Braudel stammt, wäre die Geschichte der Nation Schweiz noch jünger. Braudel behauptet, die französische Einheit sei erst durch die allgemeine Schulpflicht, durch die Verallgemeinerung der Volksschule und die Geburt der Eisenbahn erreicht worden. Für die Schweiz würde dies bedeu-

ten, dass weder Tell, Winkelried, von Flüe noch die Zeit der Helvetik für die Bildung der Nation bedeutend wären. Die moderne Schweiz wäre erst gegen Mitte des vergangenen Jahrhunderts möglich geworden.

Volksbildung: Anteil an Analphabeten war gross: Der Anteil an Analphabeten im Kanton Glarus um 1800 kann nicht gering gewesen sein. 1787 wird aus Mitlödi berichtet: «wollen viele Kinder unserer Gemeind von ihren Eltern schlecht oder gar nicht in die Schulschick worden, so dass man schlechte und ungeschickte Folgen von den Kindern hate sehen müssen, dass die Kinder je länger je ungeschickter geworden, auch das einiche . . . gar kein Wort weder schreiben noch lesen können.» Auch die Tatsache, dass in den Jahren 1803/04 und wieder 1807 in Glarus nur jeweils ein mageres Wochenblättchen gedruckt wurde, beschreibt den Alphabetisierungsgrad.

Staat und Kirche bedienten sich, um an die Bürger zu gelangen, oft des Mundartdialoges, versetzt mit sprichwörtlichen und biblischen Wendungen. Diese von Pestalozzi inspirierte Art der Mitteilung wurde angewandt, ob es nun um Verhaltensmethoden neuer Bodenbewirtschaftungsmethoden oder die Austeilung der Allmeinden ging. Diese Mitteilungen wurden vor allem in mündlicher Form weitergegeben, sei es nun, dass sie des Lesens Mächtige den andern vorlasen oder der Pfarrer am Sonntag von der Kanzel herab erläuterte.

Es waren vor allem die Intellektuellen im Lande, die im Sinne Pestalozzis für bessere Unterrichtsmethoden und Lehrer und für allgemeinen Schulbesuch kämpften. Der Einfluss Pestalozzis ging zwar mehr in Richtung National- und Weltbildung, hatte aber auch im Glarnerland Folgen für die Volksbildung: 1810 wurde auf Druck der Evangelischen Synode der kantonale Schulrat neu bestellt, im Jahre 1811 folgte eine Visitation sämtlicher evangelischer Schulen, und 1812/13 wurden die Schulmeister weitergebildet.

Nationalbildung: Linthwerk als bestes Beispiel: Johann Rudolf Steinmüller war ein grosser Verfechter von Nationalbildung. Eine Stelle aus einem Brief von Steinmüller an Escher lässt Zweifel aufkommen, ob im Glarnerland zu jener Zeit ein aus der Geschichte gespeistes «nationales» Zusammengehörigkeitsgefühl vorhanden war: «Die kleinliche selbstsüchtige Denkungsart unseres Schweizervolks schmerzt mich täglich mehr. Man will immer nur Glarner, Appenzeller, Unterwaldner, aber ja nicht Schweizer aus uns machen . . .»

Ein Buch, das sicher auch Steinmüller und Escher nachhaltig beeinflusste, heisst «Über die Nationalbildung» (erschieden 1802) und stammt aus der Feder von Carl Victor von Bonstetten. Ihm schwebt eine Nation von unten vor, in der Dorfgemeinschaften und Klubs – eigentlich nichts anderes als Vereine, unsere heutigen «Säulen der Nation» – den Kern bilden sollten. Weiter hatte Bonstetten die Idee einer Nationaluniversität, die vier Institute umfassen sollte: Ackerbau, mechanische Künste, Gesetzgebung und Sitten. Nicht nur der Kopf sollte geschult werden, sondern – wie es auch Pestalozzi vorschlug – der ganze Mensch (Männer und Frauen gleichermaßen); auch Musse und (Schweizer-) Reisen sollten zur Bildung gehören.

Tatsächlich war durch Handel, gegenseitige Hilfeleistungen und auch Heirat ein reger nationaler Kontakt vorhanden. Glarner Lehrlinge gingen in die Welschschweiz, oder der in Riga wohnhafte Kaufmann Johann Rudolf Marty heiratete Julie Augustine Calame aus Le Locle. Dieser Zusammenhalt zwischen Kantonen wurde durch verschiedene Faktoren in der Zeit von 1800/10 noch verfestigt: Napoleons Annexion des Wallis und des Tessin empörte viele Glarner Intellektuelle; der korsische Tyrann verstärkte schon bestehenden Kitt. Weiter spielte das Medium Zeitung eine wichtige Rolle («Zschokkes Schweizerbote», «Zürcherzeitung», «St. Galler Erzähler», «Churer Intelligenzblatt» usw.) bei der Festigung von Nationalbildung. Dasselbe gilt für die Literatur, vor allem die Reiseliteratur, und die Dichtung. Hier darf das erste Glarner Schulbuch, «Thaten und Sitten der Eidgenossen» von Johann Melchior Schuler (erschieden 1809), nicht vergessen werden. Als Zweck des Buches wurde damals angegeben: «Erneuerung und Belebung des Andenken an unsere grossen Väter bey jedem Vaterlandsfreund, besonders aber Bildung eines vaterländischen Sinnes und Geistes bey der Jugend.»

Die nach Aussage des Referenten «grösste, schönste und praktischste Auswirkung der Nationalbildung im Kanton hat fast jeder Glarner täglich vor Augen: das Linthwerk.

Weltbildung: Glarner kannten die Welt um 1800: Aufschluss über das Weltbild und -ge-

fühl der Glarner, mindestens der besseren Oberschicht, zu Beginn des 19. Jahrhunderts liefert ein Blick in die Blumer'sche Bibliothek, in der etwa 70 Gäste verkehrten: Neben Wieland, von dem sich auch Dürrenmatt beeinflussen liess, Herder, Kant, «fast allen geläufig, die wenigstens bis sieben zählen können», natürlich Voltaire und Rousseau, waren alle Autoren und Werke vertreten, die ein Weltbürger gelesen haben sollte. Auch Literatur über Kunst, Kunstgeschichte und Musik fehlte nicht. Weiter sind auch deutsche Zeitungen, Kalender und Almanache sowie Reiselektüre wie etwa Cook's Tagebücher ein Indiz für Glarner Weltinteresse.

Die Glarner betreiben schon damals Handel in der ganzen Welt, 1803 hiess es «Die Glarner . . . lauffen bald in alle Winkel der Erde, setzten sich zu Wasser und zu Land grossen Gefahren aus, um etwas für sich und die ihrigen zu gewinnen. Man sollte glauben, dass die, so zu Hause bleiben, von gleicher Thätigkeit . . .» Dies ging sogar soweit, dass der Landammann 1807 davor warnte, dass mit der Auswanderung der Kaufleute zuviel Know-How an die Konkurrenz verraten werden könnte.

«*Dürrenmatt hat nicht unrecht gehabt*»: Im abschliessenden Fazit meinte Dr. Christoph Brunner, dass Dürrenmatt mit seiner Behauptung, Napoleon sei der Begründer der modernen Schweiz, «nicht unrecht» gehabt habe. Als Beleg dafür führte der Referent die Einführung des Zürcher Gesangsbuches im Kanton an: Es dauerte nämlich von 1805 an über ein halbes Jahrhundert, bis es sich im ganzen evangelischen Landesteil durchgesetzt hatte.

Das Zürcher Gesangbuch eignet sich darum sehr gut als Beispiel, weil es die Alphabetisierung vorwärts trieb, Kontakt mit neuerer Literatur und dementsprechender Thematik ermöglichte und allgemeine Volksbildung als bürgerliches Lehrziel vermittelte. Auf den Titelblatt heisst es dann auch: «Herausgegeben mit Rücksicht auf vaterländisches Bedürfnis . . . Mit hohem Privilegium von sämtlichen Löbl. Eidgenössischen Evangelischen Ständen.»

Christoph Brunner fasste folgendermassen zusammen: «Wir können das Gesangbuch – das treulich nur ganz langsam seinen Weg im Kanton machte, – geradezu als Lehrziel, Lehrplan und Lehrbuch des bürgerlichen, nationalen, und weltbürgerlich-christlichen Menschen sehen.»

Fix Stüssi

Lic. phil. Anne Guddal, Winterthur

Auswanderung von Schweizer Käsern und Melkern nach Norwegen

Vortrag vom 23. März 1991 (476)

Kürzlich fand im Hotel Glarnerhof in Glarus die Hauptversammlung des Historischen Vereins des Kantons Glarus statt. Vorgängig referierte Anne Guddal-Sägesser über Schweizer Käser und Melker, die im letzten Jahrhundert nach Norwegen ausgewandert sind.

Anne Guddal-Sägesser, eine Schweizer Historikerin, die mit einem Norweger verheiratet ist, befasst sich in ihrer Lizentiatsarbeit mit der Auswanderung von Käsern und Melkern aus der Schweiz nach Norwegen. In ihren interessanten, mit Karten und Graphiken illustrierten Ausführungen ging sie hauptsächlich auf die Auswanderer aus dem Kanton Glarus ein.

Ursachen der Emigration: Mitte des 19. Jahrhunderts begann sich auch im Mittelland die Herstellung von fettem Labkäse durchzusetzen, die bisher der Alpen- und Voralpenregion vorbehalten war. Durch intensivere Bodennutzung und Sommerstallfütterung wurde die Milchproduktion erhöht, und es entstanden genossenschaftliche Käsereien. Diese produzierten das ganze Jahr über am gleichen Standort und konkurrenzten damit die Alpkäserei. In den Kantonen Zürich und Glarus scheint die rasch wachsende Bevölkerung für den Absatz dieser zusätzlichen Käsemengen gesorgt zu haben, währenddem im Kanton Bern die Alpkäsereien in eine Krise gerieten. Die bessere Qualität der in Talkäsereien hergestellten Käse und die Abwanderung vieler in der Landwirtschaft Tätigen in die Industrie führte

zu Umsatzeinbussen und zu vermindertem Realgewinn der Alpkäsereien. Viele Alpkäser zogen es daher vor, auszuwandern.

Etwa 80 Käser aus den Kantonen Glarus, Zürich und Schwyz wanderten zwischen 1836 und 1869 nach Norwegen aus. Die Käser und Melker aus unserem Kanton stammten aus den Gemeinden Elm (Familie Disch), Netstal (Knobel), Schwändi, Leuggelbach (Kundert), Luchsingen (Speich) und Diesbach (Streiff).

Warum wanderten sie gerade nach Norwegen aus? 1854 entstand in Norwegen ein Eisenbahnnetz, das Import und Export, auch der landwirtschaftlichen Produkte, förderte. Bis 1850 war das Ziel der norwegischen Landwirtschaft die Selbstversorgung. In den Flachlandgebieten dominierte der Ackerbau, während in den gebirgigen Gegenden Vieh- und Milchwirtschaft überwogen. Die Abschaffung der Getreidezölle führte dazu, dass die inländischen Produkte dem Import der billigeren ausländischen Produkte nicht standhalten konnten. Dadurch wurde vielerorts der Ackerbau ganz aufgegeben. In der Milchwirtschaft wurden nur Frischkäse und Molkenprodukte hergestellt. Ein norwegischer Professor hatte in einer vergleichenden Studie festgestellt, dass die Schweiz im Vergleich zu Norwegen mit weniger Vieh Käseerzeugnisse exportierte, während Norwegen noch immer importieren musste. Die Gesellschaft für das Wohl Norwegens, die ab 1854 mit staatlicher Unterstützung die norwegische Landwirtschaft förderte, trug dazu bei, dass ein Wechsel von extensivem Ackerbau zu intensiver Viehwirtschaft stattfand. Sie lockte zudem die Schweizer Melker und Käser mit 30 bis 50 % höheren Löhnen an, als sie in der Schweiz erzielen konnten.

Zu diesen Voraussetzungen kommt die Tatsache, dass bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Glarner Handelshäuser Niederlassungen in Norwegen errichtet hatten. 1832 kaufte die Firma Blumer-Tschudy eine Saline mit angeschlossenem Gutsbetrieb. In der Stallarbeit und Milchwirtschaft wurden hier schweizerische Methoden eingeführt. Blumer-Tschudy waren somit die direkten Vermittler von Schweizer Methoden und Fachkräften in der norwegischen Milchwirtschaft. Der Leiter dieser Gesellschaft, Hottinger, reiste 1856 in die Schweiz und warb 14 Käser für die Reise nach Norwegen an. 1857 reiste ein anderer in Norwegen stationierter Schweizer, Kundert, in sein Heimatland und brachte weitere 34 Melker mit nach Norwegen. Er hatte bereits 1851/52 Norwegen als Wanderlehrer bereist und die neuen Methoden zur Herstellung von Labkäse den Norwegern beigebracht. Noch heute erinnert eine nach ihm benannte Strasse, die Kundert-Gata, an den Pionier der norwegischen Milchwirtschaft. Dass es zu Beginn der Auswanderungen vor allem Glarner waren, die nach Norwegen gingen, hängt mit den familiären Beziehungen zusammen. Die meisten waren mit Blumers verwandt oder zumindest bekannt.

Auswirkungen der Arbeit der Schweizer: War es vor 1850 in der norwegischen Landwirtschaft üblich gewesen, die Tiere aus Futterknappheit im Winter hungern zu lassen und nur Frischkäse herzustellen, so reduzierten die Schweizer Käser die Anzahl des Viehs und fütterten es das ganze Jahr über. Dadurch nahmen die Milcherträge zu, und aus der überschüssigen Milch wurde der haltbare Hartkäse hergestellt, der teurer als Frischkäse verkauft werden konnte. Die Fütterung der Tiere wurde vor 1850 als niedrige Arbeit angesehen, die den Frauen überlassen wurde. Die Schweizer Käser und Melker zeigten den Norwegern die Zusammenhänge zwischen Fütterung und Ertragssteigerung auf, womit sich nun die Männer für die Fütterung zu interessieren begannen und der Beruf des Melkers einen höheren Status gewann. Auch Frauen wurden zu Käserinnen ausgebildet, und durch die gute Ausbildung erreichten sie leitende Stellungen. Bei der Verbreitung der neuen Methoden kam ihnen eine wichtige Bedeutung zu. Kritische Stimmen fanden zwar, es sei unnötig, Frauen im Käse auszubilden, und zudem seien in der Schweiz auch nur Männer Käser, die erst noch grosse Käselaibe produzieren würden. Dabei waren die grossen Laibe nur deshalb entstanden, weil die Eisenbahn in der Lage war, sie zu transportieren. Dennoch konnten sich die Frauen durchsetzen und ihren Status von der verachteten Stallmagd zur geachteten Käsefachfrau verbessern.

Eine weitere Errungenschaft der Schweizer Käser und Melker war die Einrichtung von Gemeinschaftskäsereien, die der Produktion von Käse für den Markt (und nicht mehr für den Eigenbedarf) Auftrieb gab.

Was wurde aus den Einwanderern? Mindestens 20 von ihnen wurden in Norwegen

selbständig. Sie wurden Hofbesitzer, Pächter einer Sennerei oder Hofpächter, oder sie wechselten ihren Beruf. Einige erreichten einen lokalen Bekanntheitsgrad. Diesen bezeugt z. B. ein Stadtteil namens Ennenda in Südostnorwegen, der früher Teil des Eigentums von Johannes Knobel war. Einige wanderten auch nach Amerika aus.

Die Auswirkungen der Einwanderung der Schweizer Käser und Melker muss in Zusammenhang mit der ökonomischen Entwicklung in Norwegen gesehen werden. Der Durchbruch der liberalistischen Wirtschaftsauffassung, die zunehmende Integration der Landwirtschaft in den Markt und die Reintensivierung und schwerpunktmässige Verlagerung auf die Viehwirtschaft bildeten die Voraussetzung, dass die schweizerischen Methoden auf fruchtbaren Boden fallen konnten.

mgj.

Herr Jakob Elmer-Allemand, Niederurnen

Die Dorfgeschichte Niederurnen anhand der vorhandenen Urkunden vom 15. bis 18. Jahrhundert

Vortrag vom 15. Oktober 1991 (477)

Niederurnen, das Dorf am Fusse des Hirzli, war Gegenstand eines Vortrages im Historischen Vereins des Kantons Glarus. Jakob Elmer, der Lokalhistoriker der Gemeinde, wusste in anschaulicher Weise allerlei Wissenswertes den recht zahlreich erschienenen Zuhörern mitzuteilen. Der Vortrag fand auch einen erfreulichen Widerhall bei den Anwesenden.

Das Leben in Niederurnen, dem stattlichen Dorfe in der Sonnennische des Hädliloches, war in früheren Jahrhunderten keineswegs so ruhig und wohnlich wie heute. Leider kann man während einer Stunde nicht die ganze Dorfgeschichte auflisten, doch sind auch nur Bruchstücke davon recht aufschlussreich und geben uns Kenntnis vom einstigen Geschehen.

Glücklich darf sich Niederurnen schätzen, noch im Besitze von zahlreichen gesiegelten Urkunden zu sein. Sie umfassen zur Hauptsache Urteile über Grenzstreitigkeiten mit den Nachbargemeinden Bilten, Oberurnen und Schänis. Diese Dokumente sollten eigentlich auch dort noch vorhanden sein, doch verschwanden sie vermutlich nach der Kraftloserklärung und nach erfolgten Grenzvereinigungen.

Die ältesten Schriften – sie datieren aus den Jahren 1464 und 1471 – enthalten Weiderecht und den Verlauf der Marchen im Wiesengebiet zwischen Bilten und Niederurnen. Die Grenze schien damals dort recht umstritten zu sein, auch tauchen bereits die heute noch gebräuchlichen Flurnamen auf, wie Steinkeller, Lihn (einst Lehen), der Tschachen und die Insel (entspricht unserer Au).

Das weite, ebene Gelände im nördlichen Dorfgebiet lockte auch Einwohner aus andern Gemeinden an, so aus Näfels. In einer Urkunde vom 9. Tag nach Lichtmess 1632 ist ein Streit vermerkt zwischen einem Hauptmann Freuler aus Näfels und dem Nachbarn. Es handelt sich um den Erbauer des jetzigen Glarner Landesmuseums, des Freulerpalastes. Da er landesabwesend war, vertrat ihn ein Jörg Hässi. Nach Albert Müller, dem Lokalhistoriker aus Näfels, war Jörg Hässi ein Verwandter der Frau des Obersten Freuler, die eine Hässi war.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts besaßen etliche angesehene Geschlechter verschiedene Güter im Wiesenbezirk, so die Tschudi und Blumer aus Glarus, die Spälti und Papst aus Netstal und die Freuler, Gallati, Müller und Hauser aus Näfels. Das Geld für die weniger Begüterten beim Erwerb der Liegenschaften streckte das Kirchengut Niederurnen vor. Ein Dokument von 1566 nennt die Schuldner namentlich; darunter waren nicht nur solche aus Niederurnen, einige stammten aus Weesen, Amden und Murg.

Der Dorfbach und die Linth: Die schwerste Last, welche die Einwohner Niederurnens zu tragen hatten, waren die ständigen Überbordungen des Dorfbaches und später auch der

Linth. Die Überschwemmungen des Dorfbaches besitzen ihre Auswirkungen bis in die heutige Zeit. Einst aber brachten die ständigen Überschwemmungen die Gemeinde fast zum Ruin.

Noch im Sommer 1892, vor 99 Jahren, schrieben die Räte von Niederurnen nach Bern: «In unserer traurigen Lage wissen wir uns nicht mehr zu helfen, sondern rufen Sie nochmals um Hilfe an. Wir ersuchen Sie um ein Darlehen im Betrage von 100 000 Fr. verzinslich zu 3% und rückzahlbar in progressiven Raten bis 1937. Als Garantie dürften wir im Falle sein, Ihnen zwei oder auch noch mehr sichere Bürgen zu stellen.»

Dr. Oswald Heer verzeichnet in seinem Gemälde der Schweiz Bd. VII über den Kanton Glarus von 1846 die folgenden Verheerungen: 1703, 13. August, Wolkenbruch ob Niederurnen und furchtbare Verheerungen des Baches in Urnen, der auch in den Jahren 1726, 1730, 1732, 1740, 1741, 1742, 1744, 1749 und 1750 der Gemeinde grossen Schaden zufügte. Kein Wunder, dass die Bauern und der Mühlebesitzer am Dorfbach Klage beim Land wegen der ständigen Verwüstungen einreichten. 1886 überführte der Bach nochmals. Er riss die als sicher geltende hohe Sperre im Tobel mit. Die dahinter sich angesammelte Schuttmenge stürzte sich talwärts und verwüstete Niederurnen wie nie zuvor. Bis hinaus in die Gerbi, ins Espen, über die Bahnhofstrasse, hinunter ins Bad, die Allmeind und Weid gelangten die Schutt- und Schlammassen.

Erst nach dieser Katastrophe wurden umfassende Massnahmen in die Wege geleitet, die zum Teil heute noch weitergeführt werden müssen, so z. B. die Aufforstungen am Hirzli und im Täli, wie auch der ständige Unterhalt der Sperren. Die Linth hatte bis zu ihrer Korrektur durch Hans Konrad Escher die Bewohner ebenfalls in Atem gehalten, namentlich die Besitzer der Parzellen in der Wiesengegend. Ein Wuhrbrief von 1675 bestätigt dies.

Das Verhältnis zu den Nachbarn: Differenzen gab es oft mit den Nachbarn im Süden und im Norden. Man stritt sich über Weidrechte, Bannungen, Zäunungspflichten und den Grenzverlauf. Nicht weniger als 16 Pergamente mussten Rat und Gerichte zu Glarus erstellen, um die strittigen Angelegenheiten zu bereinigen. In den Fennen erwarb Niederurnen ein ansehnliches Stück Wald. Der Kauf und die nachfolgenden Streitigkeiten um Grenzparzellen dauerten über 200 Jahre. Auch Atzungsrechte spielten mit.

Auf den Graten vom Hirzli zum Planggenstock, wo sich die Grenze zwischen den Biltner und den Niederurner Alpen hinzieht, gab es oft Schwierigkeiten mit der Zäunung. Wie hier war auch der Grenzverlauf und weiter zum Brüggl und Chöpfenberg auf der südlichen Täliseite umstritten. Das Setzen der Marchsteine erforderte auch hier das Eingreifen der Gerichte.

Die Beziehungen zum Kloster Schänis: In den Urkunden von Niederurnen sind ebenfalls die Beziehungen zum Kloster und zur Mutterkirche Schänis erwähnt. Lange Zeit waren ja Niederurnen, Bilten, Weesen und Amden wie auch der Kerenzerberg nach Schänis kirchgenössig. Im 11. Jahrhundert verpflichtete Graf Ulrich von Lenzburg Niederurnen, dem Kloster Schänis 18 Fuder Holz zu liefern. Laut der ersten Urkunde übertrug Graf Arnold von Lenzburg dem Kloster ein unbewegliches Vermögen, von welchem Niederurnen allerlei Naturalien abzuliefern hatte. Wann Niederurnen erstmals erwähnt wurde, steht nicht ganz fest. Die Übertragung des unbeweglichen Vermögens ans Kloster erfolgte 1127.

Niederurnen war in dreifacher Hinsicht von Schänis abhängig. Es gehörte zur vorhin erwähnten Grosskirchgemeinde, zum zweiten zur Grundherrschaft und letztlich zur Vogtei. Das habsburgische Urbar verzeichnet laut Fräfel zu Anfang des 14. Jahrhunderts für den Tagwen Niederurnen innert einem Zeitraum von zehn Jahren eine Steuer von minimal 42 und maximal 60 Pfund sowie Gerichtsbussen von einem Pfund. Der erste schriftliche Verkehr zwischen Niederurnen und Schänis beginnt erst im Mai 1471. Bald zeichnete sich der Beginn der Ablösung ab.

An diesem ersten Freiheitsbrief hängen zwei Siegel, das eine vom Convent das andere von der Abtei stammend. Äbtissin Adelheid von Trostburg erlässt darin die seit 1127 dem Kloster zustehenden Zinsen an Schafen und Hafer. Die letzten Verpflichtungen wurden erst 1605 laut Urkunde vom 22. Jänner abgelöst. Die beiden Urkunden enthalten die Kollatur und den Unterhalt der Kirche zu Schänis. Äbtissin Catarina lud aber die Niederurner ein, falls sie «der Mäss und eines Priesters begehren möchten», das «Gotshus Schännis» weiterhin aufzusuchen.

Man weiss, dass Niederurnen zu diesen Urkunden Sorge trägt. Stolz darf man dort auch auf die alten Siegel sein, die von 1464 bis in die neuere Zeit noch vorhanden sind. Dank gebührt Jakob Elmer für die Erläuterungen der Urkunden.

M. Elmer

Lic. phil. Joseph Ballmann, Zürich

Das Linthwerk (Linthkorrektion), Gründe zu seiner Ausführung

Vortrag vom 26. November 1991 (478)

Auf Einladung des Historischen Vereins des Kantons Glarus referierte der Gasterländer Berufsschullehrer Joseph Ballmann in Glarus über die Hintergründe, die im 19. Jahrhundert zur Entstehung des Linthwerkes geführt haben. Der Referent, der in Zürich Staats- und Wirtschaftskunde unterrichtet, erläuterte in seinem Vortrag, wie die damalige Bevölkerung versuchte, die aufgetretenen Umweltprobleme in den Griff zu bekommen.

Ausgangspunkt des Referats von Josef Ballmann bildete die Frage, welche Gründe und treibenden Kräfte gerade um 1800, nach jahrzehntelanger verheerender Not im Linthgebiet, zur Entscheidung für eine umfassende Linthkorrektion führten. Aufgrund anderer schweizerischer Gewässerkorrekturen im 19. Jahrhundert können für die Linthkorrektion folgende Faktoren vermutet werden:

- eine Häufung von verheerenden Hochwassern im 18. und 19. Jahrhundert
- der Landhunger der in dieser Zeit stark zunehmenden Bevölkerung
- die Entwicklung der Flussbaukunst im 18. Jahrhundert
- das wirtschaftliche Interesse an der Aufrechterhaltung der bedeutenden Linth-Schifffahrt.

Geologische Vorbedingungen: In urgeschichtlicher Zeit war der Walensee der alpine Arm des Zürichsees gewesen. In einem jahrtausendelangen Prozess wurde dieser Seeteil aufgeschüttet, so dass schliesslich die Linthebene entstand.

Zunahme der Erdbeben im 18. Jahrhundert: Zählte man im 16. und 17. Jahrhundert drei respektive 33 Erdbeben im Glarnerland, so waren es im 18. Jahrhundert deren 181. Durch das gelockerte Erdreich entstanden grosse Massen von Geschiebe, das durch die Seitenbäche der Linth zugeführt wurde. Dadurch und durch ausgedehnte Regenfälle und grosse Mengen von Schmelzwasser kam es zu Überschwemmungen, wobei jene von 1762 und 1764 die weitaus verheerendsten waren.

Lebensbedingungen zu jener Zeit: Im Glarnerland verdoppelte sich im 18. Jahrhundert die Bevölkerung auf etwa 24 000 Menschen. Davon lebten 4400 im Hauptort, eine erstaunlich grosse Zahl, wenn man weiss, dass damals in der Eidgenossenschaft nur zehn Städte mehr als 5000 Einwohner zählten. Der durch die Bevölkerungsexplosion entstandenen Raumknappheit versuchte man durch Hausteilungen, An- und Neubauten zu begegnen, was einen starken Holzverbrauch verursachte. Der grosse Holzbedarf und der bereits im 17. Jahrhundert stark entwickelte Holzhandel hatten eine derart starke Waldnutzung zur Folge, dass Runsen und Erdbrüche entstanden. Mehrmals beschloss die Landsgemeinde Holzausfuhrverbote, die jedoch erst Mitte des 17. Jahrhunderts einen Exportrückgang bewirkten.

Hobeitszugehörigkeit, Verkehr und Handel: 1436 wurde die March der Landvogtei Schwyz und die Landschaft Gaster der gemeinsamen Landvogtei von Schwyz und Glarus unterstellt. Die Vögte erhoben Ausfuhrgebühren, indirekte Steuern und fällten Bussen aus, so dass zur Zeit der grössten Versumpfung beträchtliche Summen aus den betroffenen Gebieten abgezogen wurden. Glarus war also im Besitz des Zusammenflusses von Linth und Maag und der rechtsseitigen Linthebene, was den Export von glarnerischen Produkten mittels Schifffahrt sehr förderte.

Als im 18. Jahrhundert Handel und Textilindustrie den Glarnern zu reichen Verdienstmöglichkeiten verhelfen, wurden in grossem Ausmass Korn, Schlachtvieh und Genussmit-

tel eingeführt. Dadurch, dass die meisten Bauern neben ihrer erträglicheren Arbeit in der Textilindustrie die Milchwirtschaft vernachlässigten (die Viehwirtschaft war schon früher zugunsten der exportorientierten Käseproduktion aufgegeben worden), waren alle Stände von Lebensmittelimporten abhängig. 1714 wurde in Glarus die Baumwoll-Handspinnerei eingeführt, die in der Region bald ganze Familien beschäftigen sollte. In den 1790er Jahren kam jedoch wegen der Konkurrenz des englischen Maschinengarns und infolge der Kriegseignisse unter Napoleon die Handspinnerei fast zum Erliegen, und die Spinner hatten keine anderen Erwerbsmöglichkeiten mehr.

Versumpfung im Linthgebiet: Gygers Jugendkarte von 1622 belegt, dass zu jener Zeit die Linthebene fruchtbares Kulturland war. Zwar soll es in jedem Jahrhundert Überschwemmungen gegeben haben, aber sie hinterliessen keine Sümpfe. Durch die grossen Mengen von Geschiebe erhöhte sich im Laufe des 18. Jahrhunderts das Linthbett um drei Meter. Die Gemeinden und privaten Anwohner im Glarner Unterland, in March und Gaster waren daher gezwungen, immer höhere Schutzdämme zu erstellen. Einerseits hatten die Seiten- und Hinterwasser keinen Abfluss in die Flussrinne, und andererseits stieg das Grundwasser immer höher, so dass die gesamte Linthebene langsam versumpfte. Ablagerungen stauten die Linth vorübergehend so, dass sie statt in den Zürichsee durch die Maag in den Walensee floss.

Später nahm sie wieder den alten Flusslauf ein, führte aber so viel Geschiebe mit, dass der Seespiegel gehoben wurde und die Seegemeinden unter Wasser standen. In Weesen zum Beispiel reichte das Wasser zeitweise bis in den ersten Stock der Häuser. Der um sich greifenden Versumpfung fiel nicht nur Kulturland anheim, vielmehr litten die Anwohner an Fieberkrankheiten und an der Ruhr. Im Vergleich mit dem Kerenzerberg starben die Menschen in der Linthebene ein Jahrzehnt früher; die Kindersterblichkeit betrug in Niederurnen 41 % der Gestorbenen, eine deutlich höhere Zahl als zum Beispiel in Elm oder Linthal.

Im Anschluss an das gut dokumentierte und interessant vorgetragene Referat war von einigen Anwesenden Wissenswertes zu erfahren. Erwähnt sei, dass das Werk heute von der Linthkommission (Präsident Kaspar Rhyner) unterhalten wird und dass den Anliegen des Naturschutzes bei Ausbesserungsarbeiten am Kanal und bei Neubauten (unter anderem durch Bepflanzung der eintönigen Kanalwände) Rechnung getragen wird.

Wie das Linthwerk finanziert wurde: Zur Zeit der alten Eidgenossenschaft hatte es immer wieder Versuche gegeben, die Linthproblematik in den Griff zu bekommen. Die Gleichgültigkeit der Regierungen von Schwyz und Glarus, die Ausnützung der versumpften Gebiete durch die Landvögte, egoistische Lokalinteressen, Uneinigkeit bei der Wahl der geeigneten Mittel und Überforderung der finanziellen Kräfte der betroffenen Orte liessen alle Vorhaben scheitern. Erst der Vorschlag von Hans Conrad Escher, das Werk mittels Aktien zu finanzieren, ermöglichte im Spätsommer 1807 den Beginn der Linthkorrektur. Als nach dem 1811 eröffneten Molliserkanal die anliegenden Güter mit beträchtlichem Gewinn verkauft werden konnten, wurden laufend neue Aktien gezeichnet. Bis zum Rechnungsabschluss 1827 erhöhte sich ihre Zahl auf 4070 Stück. Die Gesamtkosten betrugen 984 508 Franken. Bis 1945 konnten alle Aktien liquidiert werden, und die Unternehmung warf einen Überschuss von Fr. 31 300.– ab, der dem heute noch bestehenden Linthfonds überwiesen wurde. 75 % der Aktieninhaber stammten aus den von der Versumpfung am meisten betroffenen Linthschiffahrtskantone Zürich, Glarus, Schwyz und St. Gallen.

Das Werk ist daher, nach Ansicht des Referenten, das erste schweizerische Aktienunternehmen, von dem die Aktionäre annehmen konnten, dass ihre geleisteten Beiträge durch die spätere Neugewinnung und Wertvermehrung des entsumpften Landes entschädigt würden. Der Mythos, wonach das Linthwerk ein «in eidgenössischem Gemeingeist mit brüderlicher Hilfe» geschaffenes Werk des erwachenden Nationalbewusstseins sei, ist damit zumindest relativiert worden. Zudem zeigt der Entscheidungsprozess zum Linthwerk, dass grosse Werke bis zu ihrer Ausführung Jahrzehnte beanspruchen und, dass Massnahmen zur Verbesserung der Lebensqualität oft erst in einer Krisensituation ergriffen werden, obwohl Folgeerscheinungen von ökologischen Sünden um ein Mehrfaches verhindert werden könnten, wenn dem Übel frühzeitig abgeholfen würde.

mgj.

Herr Heinrich Stüssi, Linthal

Die Landplage der Bettelei im Glarnerland im 19. und 20. Jahrhundert

Vortrag vom 7. Januar 1992 (479)

Eine auch Geschichtsinteressierten unbekanntes «Landplage» stellte Heinrich Stüssi in seinem Vortrag im Historischen Verein des Kantons Glarus dar. Die Ablösung der gewerblichen Handwerkstätigkeiten durch Maschinenbetriebe führte zu grosser Arbeitslosigkeit unter den Berufsleuten; Zehntausende von ihnen zogen in der Folge als «Wanderarbeitslose» bettelnd umher. Unterstützungsvereine entstanden, die einerseits die Not linderten, andererseits die Dorfgemeinschaften vor aufdringlichen Übergriffen schützten. Bis zum Zweiten Weltkrieg führten sie Herbergen, die arme Durchreisende verpflegten und für maximal zwei Nächte aufnahmen. Nachher, in den Zeiten steigenden Wohlstandes, wurden diese Einrichtungen überflüssig, und heute sind sie in Vergessenheit geraten.

1882 fand in Glarus die Jahresversammlung der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft statt. Sie beschäftigte sich vor allem mit der zur Landplage gewordenen Reisebettelei; 40 000 Bettler und Vaganten trieben sich beschäftigungs- und heimatlos im Land herum. Industrielle Serienproduktion von immer mehr Gütern läutete hunderten von Gewerbetrieben das Ende ein und machte viele Schneider, Schuster, Schreiner, Bäcker, Schmiede, Schlosser, Schriftsetzer und andere mehr überflüssig.

Noch nahm keine Arbeitslosenkasse, keine Stellenvermittlung sich ihrer an. Sie waren gezwungen, selbst auf Arbeitssuche zu gehen und sich bettelnd durchzuschlagen. Der Betschwander Pfarrer Gottfried Heer klagte, «dass in Zeit einer halben Stunde vier und fünf solcher Burschen» anklopfen, und sie nahmen nicht nur, was man ihnen gab, sondern erpressten mehr oder stahlen. Der Volksmund reagierte: «Wandervolk ist Bettelvolk.» die Plage war da, es galt ihr zu wehren.

Die Unterstützungsvereine: Es bildeten sich Unterstützungsvereine, die den armen Durchreisenden ein «Ortsgeschenk» verabreichten. Die Mitglieder (Spendende von mindestens einem Franken) durften ein Täfelchen «Mitglied des Unterstützungsvereins» an der Haustüre anbringen. Guten Gewissens konnten nun Bettelnde an den Verein gewiesen werden, wo ihnen 20 bis 30 Rappen verabfolgt wurde; in Mollis geschah dies Ende der 1870er Jahre über 2660mal. Für 50 Rappen liessen sich damals ein Pfund Brot, 1/2 l Milch, 100 g Anken oder Käse oder 1/2 l Schnaps kaufen.

Auf Dauer linderte das «Ortsgeschenk» die Plage nicht. Das Ärgernis, dass die Mildtätigkeit missbraucht und Geschenktes in Schnaps umgesetzt wurde, liess nach anderen Mitteln suchen. Das Abschieben der abgefangenen Bettler in die Heimatgemeinden half nicht weiter. Erst die von der glarnerischen Gemeinnützigen Gesellschaft propagierte Idee, den Wanderarbeitslosen eine warme Mahlzeit und eine Herberge anstelle eines «Ortsgeschenk» anzubieten, half weiter. 1883 ging die Herberge im Gasthaus «zum Schweizerbund» an der Burgstrasse Glarus auf. Ihr Erfolg überzeugte; sie nahm im ersten Jahr 657 Reisende auf; die Gassenbettelei war beendet. Im Kanton Glarus schlossen sich die Gemeinden zu sechs Herbergskreisen zusammen: Glarus, Luchsingen, Schwanden, Niederurnen, Matt, Linthal; die Kerenzerberggemeinden blieben abseits.

Abendessen: «1 Liter Suppe und 1 Mutsch Brot»: Die Herbergsbetreibenden erhielten von den Freiwilligen Armenvereinen je Mittagessen 50 Rappen und für eine Übernachtung mit Abend- und Morgenverpflegung einen Franken. Sie hatten dafür eine nicht näher umschriebene Mittagsverpflegung aufzutischen, am Abend «1 Liter Suppe und 1 Mutsch Brot» und am Morgen «2 Tassen Kaffee und 1 Mutsch»; Schnapsausschank war verboten.

Der Wanderarbeitslose hatte Voraussetzungen für die Aufnahme zu erfüllen: vorhandene Ausweisschriften, in den letzten drei Monaten mindestens fünf Tage gearbeitet, nicht betrunken, Anreise nicht per Post oder Bahn, nicht im Besitze von mehr als fünf Franken, nicht Träger von Ungeziefer oder ansteckenden Krankheiten, keine angebotene Arbeit abgelehnt. Er durfte nur einen Tag in der Herberge bleiben und nur in zwei glarnerischen Herbergen einkehren. Besuchsspitzenjahre waren 1890 und 1913 mit 3870, resp. 3600 Personen; ein Drittel im Alter von 15 bis 21 Jahren!

Arbeitsvermittlung: Die Arbeitsvermittlung bildete die nächste Hilfe, denn für die Gemeinnützigen Gesellschaften waren die Wanderarmen nicht Vaganten und Stromer, sondern Arbeitssuchende. Aber das fehlende Kommunikationsnetz setzte den vier glarnerischen Büros klare Grenzen, und das Angebot tat es ebenso. 1898 wurden bei 2115 Durchreisenden 83 Stellen angeboten; 51 wurden besetzt. Klar, dass den 44 arbeitslosen Schriftsetzern in Linthal keine einzige Stelle angeboten werden konnte!

Die Zunahme nach dem Ende des Ersten Weltkrieges und dann in den 1930er Jahren (1936 wurden über 4637 Personen gepflegt) zwang den Kanton zu handeln. Die Landsgemeinde von 1937 erliess ein Gesetz über die Naturalverpflegung armer Durchreisender. Doch bevor das Gesetz wirksam wurde, brach der Zweite Weltkrieg aus, was die Wanderarbeitlosen fast zum Verschwinden brachte (1941 noch 208). Und da glücklicherweise danach die Konjunktur auch den letzten arbeitslosen Wanderer von der Strasse holte, war das segensreiche Wirken der Wanderfürsorge nicht mehr gefragt. Sektionen und Kantonalverband schliessen ein, wurden stillgelegt und schliesslich aufgelöst.

Gute alte Zeit? In der Diskussion erklärte H. Stüssi, dass nicht eine einzige Frau als Wanderarbeitslose dokumentiert ist. Da dieses Problem in der Auflösung der Gewerbebetriebe begründet war, blieben die Frauen jener Zeit unbetroffen. Sie arbeiteten ja vor allem in Haushalten oder Gastbetrieben. Bis zum Ersten Weltkrieg sind fast ausschliesslich Berufsleute unterwegs, nachher nehmen die ungelernten Handlanger überhand. Dass bei einigen die Abenteuerlust die Arbeitsbegeisterung überwog, stellte der Referent nicht in Frage, doch Hauptursache war und blieb die wirkliche, grosse Not der Arbeitslosen.

Was für eine gute alte Zeit? Zu hoffen ist, dass Erkenntnisse und Erfahrungen im Umgang mit Armut und Bettelerei nicht wieder angewandt zu werden brauchen.

ss.

Herr Rolf von Arx, Zürich

Das Kupferbergwerk Mürtschenalp

Vortrag vom 11. Februar 1992 (480)

Am vergangenen Dienstag referierte Rolf von Arx im Historischen Verein über seine Forschungsergebnisse bezüglich dem Kupferbergwerk auf der Mürtschenalp. Reich dokumentiert sind die Ergebnisse wiedergegeben in einer Ende 1991 erschienenen Publikation, die von der Buchhandlung Baeschlin, Glarus vertrieben wird.

Über 70 Mitglieder und Gäste des Historischen Vereins trafen sich am vergangenen Dienstag im Hotel Glarnerhof in Glarus zu einem Vortrag von Rolf von Arx. Der Referent folgte - weitgehend chronologisch - seinem Buch*, das auf 340 Seiten reich illustriert und glossiert die verschiedenen Phasen des Bergbaus auf der Mürtschenalp darstellt.

Bewegte Geschichte: Nach einem kleinen Seitenblick auf andere ausgebeutete Erzvorkommen im Glarnerland (Guppenalp und Seerüti/Klöntal) stellte Rolf von Arx die wichtigsten Betreiber des Erzabbaus auf Mürtschenalp vor, angefangen bei Hasardeur und Bankrotteur Mörsberger über den Alchimisten Hans Heinrich Huber bis hin zu August Koenlein. Dieser hatte den Bergwerksverein der östlichen Schweiz gegründet, dessen Teilhaber durch eine Lotterie (!) gefunden wurden. Nächste schillernde Figur war der Tiroler Alois Walter, der die beiden Einheimischen Kamm und Durscher durch seine Eloquenz von der Ergiebigkeit des Bergwerkes überzeugte. Doch deren finanzielle Möglichkeiten reichten nicht für einen gezielten Aufbau des Unternehmens aus. Retter in der Not war Heinrich Simon, prominenter Flüchtling aus Deutschland, der zusammen mit prominenten Schweizer Geschäftsleuten unter anderem Arnold Escher, eine sogenannte Gewerkschaft gründete, eine Firma zum Betrieb des Bergwerkes.

Nun kam die eigentliche Blütezeit des Bergbaus auf Mürtschenalp. Nachdem der Weg über Merlen hinaus saniert worden war, arbeiteten 50 bis 60 Arbeiter in den Stollen, allerdings viele ausländische Fachkräfte, weil die einheimischen Burschen lieber an der gleichzeitig gebauten SBB-Walenseestrecke arbeiteten.

Rolf von Arx griff in seinen Ausführungen zwei Aspekte dieser Phase heraus – weniger die wirtschaftlichen, die im Buch sehr ausführlich dargestellt sind, sondern einerseits das Thema Wald, andererseits die Frage nach den wiederholt genommenen Erzproben. Im Gegensatz zu der oft geäußerten Ansicht, dass für den Bergbau und die Verhüttung oft ganze Wälder gerodet wurden, gab von Arx zu bedenken, dass die Einhaltung der oft peinlich genau ausgehandelten Holzverträge mit den Besitzern ebenso peinlich kontrolliert wurden. Was die Erzproben betrifft, so führte von Arx aus, dass einerseits am sogenannten Ausgehenden (also an der Erdoberfläche) die Vorkommen immer sehr erzhaltig waren, bedingt durch die Erosion, während im Berginnern die prozentuale Erzausbeute abnahm. Dazu kam, dass die eingeholten Proben oft von Arbeitern herbeigeschafft wurden, die es entweder nicht sehr genau nahmen oder dann aus eigennütigen Überlegungen (Arbeitsplatzhaltung . . .) nur sehr gute Proben als Tageslicht beförderten.

Wirtschaftlich gesehen war das Unternehmen ein Fiasko. Vom ursprünglichen Aktienkapital von einer Mio. Fr. (wovon effektiv nur 200 000 Fr. tatsächlich erbracht wurden) blieb nach dem Tod von Heinrich Simon (1860) nichts mehr übrig. Um die Schmach eines Konkurses zu vermeiden wurden alle Gläubiger zwar ausbezahlt, doch die Aktionäre verloren ihre Investitionen vollständig. Selbst die Versteigerung der ganzen Anlage gelang erst im dritten Anlauf. Ein letztes Mal wurde im Werk während des Ersten Weltkrieges gearbeitet. Die von Gustav Weinmann gekaufte Anlage wurde mit einer Seilbahn erschlossen. Doch nach dem Tod Weinmanns wurden die Arbeiten eingestellt.

Warten auf Kaspar Zimmermann . . .

In der anschließenden kurzen Diskussion wurde die Frage nach dem Erzabbau in Schwändi (15./16. Jahrhundert) aufgeworfen. Rolf von Arx erklärte, dass er bereits die geschichtlichen Details recherchiert und schriftlich zusammengefasst habe, dass allerdings noch ein geologisch/bergmännischer Mitbericht von Regierungsrat Kaspar Zimmermann ausstehe. Dieser habe vor seiner Wahl zum Regierungsrat intensiv geforscht, zum Teil sogar alte Stollen geöffnet, doch lasse seine jetzige zeitliche Beanspruchung den Abschluss der Studien nicht zu.

mac

* *Rolf von Arx: «Das Kupferbergwerk Mürtchenalp», Glarus 1991, 340 Seiten, reich illustriert, ISBN 3-85546-047-7; Vertrieb Buchhandlung Baeschlin, Glarus.*

Exkursion 1991

Der Historische Verein wählte für den Ausflug 1991 die Stadt Basel, hauptsächlich zwecks Besichtigung des dortigen Museums für Papier, Schrift und Druck.

Bei strahlendem Wetter versammelten sich die Teilnehmer im reservierten Wagon der SBB im Bahnhof Ziegelbrücke, und weitere auswärtige Teilnehmer stiessen dann auf dem Hinweg noch dazu. Bei der Vorbeifahrt des Zuges in Stein-Säckingen wurde dem Landespatron St. Fridolin mit seiner Statue auf der neuen Rheinbrücke, welche die Schweiz mit der badischen Stadt Säckingen verbindet, entsprechende Reverenz erwiesen, und auch die im nahen Ausland liegende St.-Fridolins-Kirche mit ihren zwei Türmen, in welcher sich das Grab des Heiligen befindet, war vom Zug aus sehr gut zu sehen.

Nach dem Eintreffen in Basel führte der Weg vorab mit dem Tram zum Kunstmuseum und von dort zu Fuss dem Rhein entlang zur Basler Papiermühle, dem schweizerischen Museum für Papier, Schrift und Druck. Das Museum besteht aus der Gallician-Mühle, welche 1478 von den aus Spanien stammenden Gebrüdern Gallician in eine Papiermühle umgebaut wurde, und der danebenliegenden Stegreif-Mühle, welche noch bis 1924 handgeschöpftes Papier hergestellt hatte. Die Wasserkraft für das neu rekonstruierte Wasserrad kommt aus dem Kanal, welchen das St.-Alban-Kloster im 12. Jahrhundert erbauen liess, um das Gefälle zwischen der Birs und dem Rhein zu nutzen. An den beiden Armen des sogenannten St.-Alban-Teichs wurden zwölf Mühlen vom Kloster zur Nutzung in Erbpacht gegeben. Zehn dieser Mühlen wurden im Laufe des Mittelalters zu Papiermühlen umgebaut, welche in der Blütezeit des Basler Druckes Ende des 15. und im Laufe des 16. Jahr-

hunderts das Papier an die Druckereien mit dem bekannten Baslerstab als Wasserzeichen geliefert haben. Mit dem Niedergang der handgeschöpften Papiermühlen wurden die historischen Gebäude verschiedentlich als Lagerhäuser und kleine Gewerbe genutzt, und die Stegreifmühle brannte sogar ab. In diesem Zustand kaufte die Basler Christoph-Merian-Stiftung die beiden Liegenschaften und stellte sie nach sehr aufwendigen Renovierungsarbeiten im ursprünglichen Zustand der Stiftung der Basler Papiermühle als schweizerisches Papiermuseum und Museum für Schrift und Druck zur Verfügung. Das bisherige Papiermuseum, welches von Dr. W. Fr. Tschudin und der Sandoz AG im Rollerhof am Münsterplatz untergebracht war, konnte nach Umbau des Wasserrades und des dazugehörigen Stampfwerkes als funktionierende Papiermühle eingebracht werden. Die aus verschiedenen alten Papiermühlen, hauptsächlich aus der Region von Ambert in der Auvergne, erworbenen Originalpressen und Einrichtungen ergänzen den Eindruck einer mittelalterlichen Papiermühle, in welcher heute noch aus Lumpen produziertes handgeschöpftes Papier für Urkunden und ähnliche Zwecke mit dem Basler Wasserzeichen hergestellt wird.

Die Erfindung des Papiers geht 2000 Jahre zu den Chinesen zurück, wo sie während vieler Jahrhunderte ein streng gehütetes Geheimnis des chinesischen Reiches blieb. Erst im 8. Jahrhundert gelangte die Erfindung durch arabische Kaufleute über die Seidenstrasse in den Mittleren Osten und von dort nach Nordafrika.

Das erste Papier auf europäischem Boden brachten die Mauren nach Südspanien im 11. Jahrhundert, und bald darauf folgten die ersten Papiermühlen in Amalfi und später im 13. Jahrhundert im norditalienischen Fabriano, wo sich heute noch neben der Banknotenherstellung die bedeutendste europäische Handpapierherstellung befindet. So kam das Papier Anfang 1400 auch in die Schweiz und nach Deutschland, von wo es sich dann im Laufe der Jahrhunderte über den Rest Europas verbreitete.

Das Basler Papiermuseum zeigt auch die Entwicklung der kontinuierlichen Papiermaschine, welche durch den Franzosen Louis Robert im Jahre 1798 erfunden wurde, und ein Modell dieser Maschine neben einer Fotografiwand einer der grössten Papiermaschinen der Schweiz veranschaulicht den Werdegang dieser bahnbrechenden Erfindung; hat sich doch der Pro-Kopf-Verbrauch der Bevölkerung von schätzungsweise 100 Gramm für 500 000 Einwohner der heutigen Schweiz im Jahre 1600 auf 200 kg pro Kopf für eine Bevölkerung von 6,5 Mio. vergrössert. Das Papier ist nicht nur Kulturträger, was in den verschiedenen Räumlichkeiten des Museums als Entwicklung des Alphabetes und der Schriften verschiedener Kulturen zu sehen ist, sondern auch als Verpackung und für den Haushalt für die heutige Lebensweise unentbehrlich geworden.

In den oberen Stockwerken der Papiermühle befindet sich das Druckmuseum, wo auf einem Modell der ersten Presse Johannes Gutenbergs aus dem Jahre 1448 heute noch aus handgegossenen Buchstaben gedruckt werden kann. Die von Eduard Hoffmann Feer gegründete Stiftung der Haasschen Schriftgiesserei in Münchenstein zeigt die Entwicklung dieses traditionsreichen Unternehmens im Laufe von vier Jahrhunderten. Im obersten Geschoss rundet die Ausstellung über Bucheinband das Museum ab.

Zu Fuss durch die Altstadt: Beim Aperitif verdankte Präsident Dr. Erich Wettstein dem Vizepräsidenten, G. T. Mandl, der gleichzeitig Stiftungsrat des Museums ist, die Führung und überreichte dem Museumsleiter Markus Müller ein Buchgeschenk. Nach dem gemeinsamen Mittagessen wurde zu Fuss die Altstadt besichtigt, wobei der Verkehrsverein Basel einen Stadtführer durch das Münster, die St.-Martins-Kirche und das Rathaus zur Verfügung stellte.

Das kurzfristig strahlende Sommerwetter machte diesen Ausflug für den Glarner Historischen Verein zu einem aussergewöhnlichen Erlebnis.

gtm.

Exkursion 1992

Nach Wochen herrlicher Sommertage besammelte sich am Morgen des 5. September, bei ungewohnt kaltem, regnerischem und entsprechend unfreundlichem Wetter eine Schar von gut 20 Mitgliedern zum jährlichen Ausflug.

Das Ziel galt dem mittelalterlichen Landstädtchen Beromünster, dessen Stiftskirche und dem Schlossmuseum.

Zwischenhalt in Muri: Schon auf der Fahrt durch die March besserte sich die Wetterlage, und beim ersten Kaffeehalt im aargauischen Muri drangen die ersten wärmenden Sonnenstrahlen durch die Wolken.

Fast alle Geschichtsfreunde warfen auch einen kurzen Blick in das Innere der berühmten Klosterkirche, deren Gründung ins 11. Jahrhundert zurückgeht und deren barockes Kuppeloktogonal allein zu längerem Verweilen eingeladen hätte.

Doch schon ging die Fahrt weiter über Hitzkirch und durch die fruchtbare Hügellandschaft des Wynentales, aus dem unvermittelt der Hauptort des sogenannten Michelsamtes, Beromünster, bis 1934 einfach Münster geheissen, auftauchte.

Einfahrt ins Mittelalter: Man hatte gleich den Eindruck, ins Mittelalter hineinzufahren oder in einen Flecken, in dem die Zeit stillgestanden sei. Freundliche, jahrhundertealte, aber stilvoll erhaltene und restaurierte Wohn- und Geschäftshäuser, die die wenigen Strassen und Plätze säumen, grüssten die erstaunten Besucherinnen und Besucher aus dem Glarnerland.

Die Stiftskirche: Vor der Stiftskirche St. Michael wurden wir von zwei Chorherren freundlich begrüsst, die uns dann während fast zweier Stunden kundig durch die Geschichte und die Schätze des Stiftes führten.

Die Kirche von Beromünster entstand im Frühmittelalter als Grabesheiligtum der mächtigen Aargaugrafen. Einer aus diesem Geschlecht Bero, gab dem Stift, als dessen Gründungsdatum das Jahr 720 genannt wird, den Namen. Aus dem Geschlecht Beros gelangten das Grafenamt und Beromünster an die Lenzburger.

Graf Ulrich von Lenzburg ordnete im Jahre 1036 die rechtlichen Verhältnisse Beromünsters neu und stellte es 1045 unter königlichen Schutz. Durch die letzte Lenzburgerin Richenza, gestorben 1180, kam die Kastvogtei an die Kyburger, von diesen 1264 an die Habsburger und 1415 schliesslich an Luzern.

Das mindestens ins 10. Jahrhundert zurückreichende weltliche Chorherrenstift war mit seinen zahlreichen Kanoniker- und Kaplanpfründen das umfangreichste der Schweiz. Seit 1806 dient es vor allem als Sinekure betagter Geistlicher, die hier ihren Lebensabend verbringen.

Gegenwärtig bewohnen noch 15 Chorherren einen Teil dieser Häuser, die im Laufe der Jahrhunderte erbaut wurden und eine einzigartige und äusserst sehenswerte Bauanlage rund um die Stiftskirche darstellen.

Die Chorherren selbst pflegen noch heute das tägliche, gemeinsame Chorgebet, helfen in der Seelsorge aus und freuen sich immer wieder, Besucher durch ihr Stift führen zu können.

Das Innere der Kirche, die im Verlaufe ihrer gut tausendjährigen Geschichte mehrmals niederbrannte, aber immer wieder auf ihren Grundmauern auf- und umgebaut wurde, besticht heute durch sein barockes Kleid, ein einmaliges Chorgestühl, festliche Altäre, eine prächtige Kanzel, farbenfrohe Bilder, drei Orgeln und kunstvolle, zartgrün gefasste Stukaturen. Es war geradezu eine Freude, in der festlichen Basilika, die seit ihrer Restaurierung 1975 bis 1985 wieder in ihrer barocken Schönheit erstrahlt, zu weilen und den Worten der alten Chorherren zu lauschen.

Sie führten uns auch in die beiden Sakristeien von 1630 und 1679, die allein schon durch das prächtige Schrank- und Täferwerk aus verschiedenen Hölzern bestechen, in denen aber auch seltene und kostbare Paramente aufbewahrt werden.

Die Krypta unter dem Altarbezirk erinnerte an die ernste Stimmung, die die frühere ottonische Basilika wohl ausgestrahlt hatte. Drei tonnengewölbte Längsräume sind ost- und westwärts durch Querstollen miteinander verbunden.

Einen besonderen Genuss bot die Besichtigung des Kirchenschatzes. Mittelalterliche

Goldschmiedewerke, ein Reliquiar um 650, Elfenbeineinbände um 800 und 1200, ein Evangeliar um 1300, der um 1470 in Beromünster geschaffene erste Schweizerdruck, um nur einige Kostbarkeiten zu nennen, wetteifern mit andern Schätzen, zum Teil sogar europäischen Ranges.

In der Paramentkammer lachten uns kostbare Stickereien meist in Schweizer Nonnenklöstern in jahrelanger Arbeit geschaffen, entgegen. Auf kleinstem Raume konnten wir so sakrale Kunstwerke bewundern, die allein eine Reise ins Stift von Abt Bero wert sind.

Zum Mittagessen trafen sich die Glarner Geschichtsfreunde in der Amtsstube des traditionsreichen, über 450 Jahre alten Hotels Hirschen, des früheren Amtshauses. Ist es daher verwunderlich, dass dieser prächtige Bau gleich unterhalb des Stiftes liegt?

Das alte Schloss: Nach dem guten Mahle folgte die Besichtigung des sogenannten alten Schlosses, wo ein Chorherr 1470 das erste datierte Buch der Schweiz, den sogenannten «Mamot-rectus», druckte. Heute dient das Schloss als gern besuchtes Heimatmuseum, durch das wir von alt Gemeindeschreiber Anton Suter, dem wohl besten Kenner Beromünsters, seiner Heimatgemeinde, und deren Geschichte geleitet wurden.

Hier sind die alte Druckerstube sehenswert sowie eine vorzüglich gestaltete Sammlung. Kunsthandwerk hatte früher im Stifte und im Flecken einen guten Boden. So sind hier Gold- und Silberschmiedearbeiten, Zinngegenstände, Möbel und Bilder aus dem 18. Jahrhundert, Küchengerätschaften usw. zu sehen und zu bewundern.

Der grösste Teil dieser Sammlung und dabei soll es sich um den kleinsten Teil jener handeln, stammt aus der Stiftung der Arztfamilie Dr. Edmund Müller, deren letzter Spross nicht nur ein tüchtiger Arzt, sondern ein noch leidenschaftlicher Sammler von Antiquitäten aller Art gewesen sein soll.

Interesse weckten auch Hinterglaspbilder, Wachsarbeiten, Trachtenschmuck und Trachtenkleider, aber auch eine Sammlung alter Jasskarten, die früher in Beromünster gedruckt und bemalt worden waren.

Beglückt und bereichert durch zwei wahrlich hervorragende Führungen durch die geistliche und weltliche Geschichte des Münsters und seines Abtes Bero, fuhr eine zufriedene Schar Glarner Geschichtsfreunde auf kleineren und wenig befahrenen Landstrassen über Sursee, das geschichtsträchtige Sempach, Immensee, wo ein letzter Trunk genehmigt wurde, schliesslich über Schwyz und den Sattel in die heimatlichen Gefilde zurück. Auch das Wetter war zusehends besser geworden. So werden sich wohl die meisten Teilnehmerinnen und Teilnehmer gerne an den Tag in Beromünster erinnern und sich schon heute auf einen weiteren Ausflug – im neuen Jahre – freuen.

Robert Kistler

